

Passagen über Rudolph Penzig

Quelle: Margarete von Pusirewsky: „Kirschen im Kaukasus. Ein Schicksal zwischen Ost und West. Stuttgart 1984

Den Winter 1905/1906 verbringt Margarete von Pusirewsky, um der Tbc-Heilung ihrer Tochter Rita (geb. 1899) beizuwohnen, mit dieser im Schweizerischen Leysin im dortigen „Grand Hotel“. Sie liest viel, darunter Schriften von Ellen Key, und diskutiert mit Professor Monakow Erziehungsfragen. Dabei stößt sie auf Texte von Penzig. Von dort fährt sie im Mai in die Pension „Waldhütte“ im thüringischen Tabarz, noch nicht in ihre spätere Sommerresidenz, die „Russenvilla“.

S. 112/113:

In dem Alleinsein sehnte ich mich nach Büchern. Ein Bücherpaket, das mir die Post brachte, enthielt u. a. »Ernstere Antworten auf Kinderfragen« von Rudolf Penzig, und ich las das mich in hohem Maße interessierende Buch sozusagen in einem Zuge durch. In einer unsentimentalen, kraftvollen Ausdrucksweise forderte der Verfasser von den Eltern, die einmal in ihren Kindern aufgetauchten Fragen mit derselben sachlichen Wahrhaftigkeit – wenn auch mit Anpassung an das kindliche Verständnis – zu beantworten, die

sie einem erwachsenen Menschen gegenüber anwenden würden. So geistvoll und zugleich warm war dieser Gedanke in allen nur möglichen Fragen der Erziehung – auf religiösem, sozialem, sexuellem Gebiet – durchgeführt, daß ich mir sämtliche bisher erschienenen Bücher dieses Pädagogen kommen ließ und auch die von ihm herausgegebene Halbmonatszeitschrift »Ethische Kultur« abonnierte. Ich hätte mir nichts Besseres für diese Zeit der Selbstprüfung und der berechtigten oder unberechtigten Selbstvorwürfe wählen können.

Von Tabarz fährt im Frühherbst die Familie nach Berlin. Margarete von Pusirewsky bleibt für einige Zeit dort und trifft Penzig. Da erfahren wir, dass dieser damals in der Grolmannstraße wohnte (noch nicht Uhlandstraße), aber in der Nähe der Kantstraße und des Kurfürstendamms, also keine Armeleutegegend. Da sie selbst viel höhere Anforderungen an eine Wohnung hat, erscheint ihr das Leben der Penzigs als eng behaut. Diese mehrstöckigen Mietshäuser erscheinen ihr als „Kasernen“. Sie kennt dies aus ihrer Heimat nicht.

S. 116-119:

In geistiger Hinsicht bot jener Berliner Winter mir entschieden mehr als irgendein Zeitabschnitt meines bisherigen Lebens. Ich möchte ihn allerdings nicht mit den Jahren des Zusammenseins mit Irma Bernhoff vergleichen, denn abgesehen von ihren geistigen Interessen war sie für mich die Erfüllung aller meiner Freundschaftsvorstellungen, während die Fülle geistiger Anregungen, die ich in Berlin in mich aufnahm, aus Ideen, im besten Falle aus geistigen Persönlichkeiten, – eben Trägern dieser Ideen bestand. Seit mehr als zehn Jahren rang ich um eine Verstand und Gefühl befriedigende Weltanschauung, suchte beständig nach mich überzeugenden Spuren vom Dasein und Wesen Gottes und mußte dabei stets die Erfahrung machen, daß sowohl die kirchliche Religion mit ihren den Verstand vergewaltigenden Dogmen als auch die Philosophie und die Kunst dem ernstlich Suchenden nur unzureichende geistige und seelische Nahrung bieten. Kein Wunder, daß ich in der Fülle neuer Gedanken, die in Berlin auf mich eindrangten, so manchen zu entdecken meinte, der auf die Lösung der mich

mein Wunsch, den mich so lebhaft interessierenden Moralunterricht meinen Jungen zugänglich zu machen, nicht so stark gewesen wäre und Frau Penzig ihrem Gatten nicht zugeredet hätte, wäre wohl aus meinem Plan nichts geworden.

Die Jungen besuchten nun also Doktor Penzig den Winter hindurch dreimal wöchentlich in der Grolmannstraße. Wie weit dieser Unterricht zu ihrer Orientierung in den oft recht verworrenen und verwirrenden Fragen und Konflikten des Lebens beigetragen hat, entzieht sich meiner Beurteilung. Der schriftliche Niederschlag in ihren Heften beschränkte sich – vielleicht weil die deutsche Sprache ihnen einige Mühe machte – auf ziemlich kurze Notizen. Doch da Mitja noch in seinem vierzigsten Lebensjahr in einem solchen Konflikt Doktor Penzig um seinen Rat bat und da Kolja jene eben erwähnten Hefte aufgehoben haben wollte, nehme ich an, daß der Unterricht in Verbindung mit der lauterer Persönlichkeit Penzigs doch nicht eindrucklos an den damaligen Quintanern vorbeigegangen ist.

An einem Sonntagvormittag fragte der Hauslehrer mich, ob ich nicht einmal Penzigs freireligiöse Reden in der Humanistischen Gemeinde besuchen wolle. »Nein«, antwortete ich, »Penzig mag ich nur gedruckt.« Die Freundin meiner Mutter jedoch ging eines Sonntags dorthin und kehrte begeistert von dem Vortrag Penzigs heim. Als ich mich das nächste Mal – Penzig sprach alle vierzehn Tage – zögernd und mißtrauisch ihr anschloß, fand ich in der Humanistischen Gemeinde in der Niederwallstraße endlich auch den geistvollen, warmherzigen Verfasser der »Ernsten Antworten« wieder. Wenn man die sich aus dem bescheidenen Mittelstand rekrutierenden Mitglieder der Humanistischen Gemeinde betrachtete, konnte man es kaum verstehen, daß dieses der richtige geistige Boden für Penzigs starke und große Gedanken sein könne. Hier und da erblickte man aufgeschlossene, kluge Gesichter, doch die meisten der Zuhörer sahen nicht danach aus, als ob sie den zuwei-

Nachdem die Wohnungs- und Hauslehrerfrage einigermaßen befriedigend gelöst waren, begab ich mich in die Grolmannstraße, um Rudolf Penzig persönlich kennenzulernen. Das Haus, das ich betrat, war eine Mietskaserne, in der – wenigstens nach russischen Begriffen – alles eng, grau und kleinbürgerlich aussah. Ein winziges Gärtchen gehörte dazu, dessen Blumen und Sträucher ein von Ruß und Asphalt bedrängtes, verkümmertes Großstadtdasein fristeten.

Das Ehepaar Penzig empfing mich in einem Zimmer, das ebenso wie Gärtchen, Treppe und Wohnung den bedrückenden Eindruck von Enge auf mich machte. Die Frau, eine geborene Baroness von Baer aus Kurland, sah ein wenig müde und sorgenvoll aus, zeigte jedoch für mein Anliegen ein gewisses Interesse und gemessenes Wohlwollen. Der Autor der »Ernsten Antworten« aber war für mich zunächst eine rechte Enttäuschung. Nichts außer etwa der stolzen Haltung des Kopfes stimmte zu dem Bilde, das ich mir von dem warmherzigen und geistvollen Verfechter der Erziehung zur Freiheit und Wahrhaftigkeit gemacht hatte. Wenn

1. Penzigs Bücher und Vorträge enthielten weniger eine sich mit den höchsten Dingen beschäftigende Weltanschauung, als eine willensstarke und laute Lebensauffassung. Ganz anders war die Weltanschauung Bruno Willes, von dem ich im Laufe jenes Winters interessante Bücher kennenlernte. Ich hatte seine »Offenbarungen des Weckhelden« und ein Bändchen »Das lebendige

Nach einer umfänglichen Darstellung und Kritik an Bruno Wille kommt die Autorin noch einmal auf Penzig zurück, um die ethische Kulturbewegung zu würdigen und sie vom organisierten Monismus positiv zu unterscheiden. Dabei sind zwei Mitteilungen interessant; zum einen die, dass Wille die von der DGEK gesendete Weltanschauung zu kalt erscheint; und zum anderen der Gedanke, auch in ihrer Fabrik, die ihr zu einem Drittel gehört, ethische Maßnahmen zu erwägen. Das kommt ihr alles sehr fremd vor. Weiter vorn berichtete sie von einem Streik ihrer Arbeiter, ohne groß darauf einzugehen.

S. 123:

Die ethische Bewegung, der Dr. Penzig angehörte, verurteilte Bruno Wille als kalt. »Wir brauchen eine andere Religion«, behauptete er und meinte damit wohl die von ihm vertretene poetische, gemütvolle, naturnahe monistische Weltanschauung. Und doch hat die ethische Bewegung, wenngleich sie auch nur Teilwahrheiten bot, dadurch, daß sie das Hauptgewicht auf die Erziehung und Vervollkommnung des Individuums legte, wertvolle Bausteine für eine Vervollkommnung der Menschheit beigesteuert. Dagegen blieb der Monismus bald wie eine abgestreifte Schlangenhaut des menschlichen Geistes am Wege liegen. Religion darf nicht Dichtung bleiben. Wenn aber ein Mitglied der »Gesellschaft für ethische Kultur« – ein reicher Fabrikbesitzer, der nach meiner Erinnerung Planck hieß und irgendwo in der Nähe von Frankfurt lebte – damals 1907 aus freien Stücken seine Arbeiter an dem Gewinn seiner Fabrik beteiligte und ihr materielles und geistiges Wohl zu fördern suchte, so war das immerhin eine Realität.

Wahrscheinlich im Frühjahr 1914 besucht Penzig Margarete von Pusirewsky in deren Sommerhaus in Tabarz. Sie zitiert aus dem Gedächtnis einen aufschlussreichen Dialog, der, bei aller Emanzipation, die sie zu leben vermag, ihr Verhaftetsein in tradierten Rollenbildern als auch beider Suche nach einer Weltanschauung ausdrückt. Beide bemühen sich um ein Kulturbild der kontinuierlichen Entwicklung zum Besseren, das ab dem 1. August 1914, dem Beginn des Krieges, mächtig erschüttert wird. Penzig ist in diesem Gespräch die realistischere Person mit einem deutlichen Hang zum Darwinismus, genauer: der Schicksalsoffenheit. Er hat zu diesem Zeitpunkt schon seine persönliche Katastrophe hinter sich, die Autorin noch vor sich. Die fatalistischen Töne sind Penzig sonst eher fremd, so dass fraglich ist, ob sich die Autorin hier richtig erinnert oder sagen will, Penzig habe sie gewarnt.

Im Dialog berichtet Penzig vom Tod seines einzigen Sohnes. Er war noch in Adria münde geboren worden und litt wie seine Mutter und seine Schwestern an der Bluterkrankheit.¹ Nach dem gescheiterten Schulversuch in Montreux lebt das Ehepaar Penzig mit seinen vier Kindern und der aus Riga mitgereisten Wirtschaftlerin in einer ungesunden Zweizimmerwohnung, der Sohn erkrankt an Meningitis und stirbt, seine eine Schwester 1892, während die jüngste Tochter Hedwig trotz Lungenentzündung durchkommt. Wir werden ihr noch begegnen. Wann genau seine 1893 geborene Tochter Wera stirbt, ist unbekannt.

¹ Vgl. Groschopp: Penzig, S. 34 f.

Nach der Lektüre der Pusirewsky-Memoiren ist fraglich, woher die Enkelkinder gekommen sein sollen, denen er 1922 sein Buch die „Religionsstunde unserer Enkelkinder“ widmet.² Das Buch ist eine Dialogsammlung und Gesprächen mit den drei Enkelkindern Irma, Barbara und Hanns Lüder. Alle Töchter, außer Hedwig, starben früh. Sie blieb nach allem, was wir wissen, ehe- und kinderlos. Penzig gibt an, alle seine Töchter zu selbstbestimmten Frauen erzogen zu haben. Das kann nur auf Hedwig zutreffen.

Bleibt zur Erklärung, dass seine älteren Schwestern Liesbeth und Marie (oder die adoptierte Schwester Anna Baumann, die jedoch nach Penzigs Erzählung ebenfalls ehe- und kinderlos blieb, oder sein Bruder (dessen Vornamen er uns in seinen Erinnerungen nicht verrät) Töchter hatte, die in eine Familie Lüder einheirate und deren Kinder Penzig wie seine Enkel nahm.

S. 132-134:

An einem der letzten Ferientage, die wir wieder einmal in unserem Sommerhaus in Tabarz verbrachten – Penzig war gerade bei uns zu Besuch –, machte ich mit ihm einen Spaziergang. Einige Tagebuchnotizen, die ich damals niederschrieb, enthalten, wie mir scheint, noch etwas von der Stimmung jenes Morgenspaziergangs. Dr. Penzig erwähnte, daß er einen Aufsatz für die »Frauen-Zukunft« geschrieben habe über die Frage, ob Frauen mehr religiöses Gefühl besäßen als Männer. »Meiner Meinung nach«, sagte ich, »besteht in der Art zu empfinden – und Religion ist doch wohl Gefühlssache – kein Unterschied zwischen den Geschlechtern, sondern nur zwischen Mensch und Mensch; dagegen ein sehr großer in der Art zu denken.«

Penzig: »Sie meinen, die Frau denke nicht abstrakt genug und nicht zu Ende?«

Ich: »Ja, besonders das letztere.«

P.: »Im allgemeinen heißt es, die Frau müsse mehr Religion haben als der Mann. Diese Ansicht tritt besonders bei den romanischen Völkern – Italienern, Franzosen – zutage. Ein Freigeist wie Jaurès läßt doch seine Tochter im Kloster erziehen! Die Religiosität der Frau erklärt sich wohl auch durch ihre Abhängigkeit bezie-

² Rudolph Penzig: Die Religionsstunde unserer Enkelkinder. Berlin/Leipzig 1922. – Das Buch hat einen Umfang von 300 Seiten.

hungsweise ihre Unselbständigkeit von alters her, und durch die mangelhafte Mädchenerziehung. Religion beruht auf Furcht vor einem Unbekannten. «

Ich: »Nicht eher auf Liebe zu diesem Unbekannten? «

P.: »Gewiß, aus Furcht wird Ehrfurcht, aus Ehrfurcht Vertrauen, aus Vertrauen Liebe. «

Ich: »Vielleicht ist auch Liebe nicht das richtige Wort. «

P.: »Was würden Sie sonst dafür setzen? «

Ich: »Es hat eine Zeit gegeben, wo ich die Kausalität für Gott hielt und diese Erkenntnis mich mit Entzücken erfüllte. Darin liegt doch offenbar weder Furcht noch Liebe, sondern nur Freude an der Ordnung, an der Schönheit der Kausalität. An dem Zusammenhang zwischen der kosmischen Kausalität – ich weiß nicht, ob man so sagen darf – und der innerlichen. «

P.: »Sie meinen die Harmonie zwischen Natur- und Sittengesetz? «

Ich: »Ja, gerade das. «

Ich erinnerte ihn an das, was er über die Seelsorge sagt, und fragte ihn, ob er in der Funktion eines Seelsorgers an ein Sterbett kommen würde, falls man ihn rief.

»Gewiß«, antwortete er, »das ist schon manchmal geschehen. Natürlich kann ich die Leute nicht auf die Zukunft hinweisen, sondern nur auf die Vergangenheit, auf ihre Arbeit oder ihre Kinder. «

Ich: »Das würde mich, glaube ich, nicht befriedigen. Das Schwere ist doch nicht das Sterben, sondern das Bewußtsein, Menschen zu hinterlassen, denen man nötig ist. «

P.: »Ach, wer ist wem nötig? «

Ich: »Nun, es sind ja nicht eben viele Menschen, denen wir nötig sind, aber doch die noch nicht erwachsenen Kinder. «

P.: »Wir können nur säen, nicht mehr. «

Ich: »Aber wir wollen doch, daß unsere Kinder einmal glückli-

che und tüchtige Menschen sind und sich nicht unnütz quälen sollen im Leben. «

P.: »Das Sichquälen gehört auch dazu, und wer sagt Ihnen denn im übrigen, daß gerade Ihre Kinder glückliche und tüchtige Menschen werden müssen? Es muß auch Späne geben. «

Als wir später auf einer Bank Platz genommen hatten, sagte ich: »Wissen Sie auch, daß Sie mir vorhin eine liebe Hoffnung zertrümmert haben?« Er sah mich erstaunt an. »Ich habe mir immer gedacht, wenn ich einmal eher sterben müßte, als meine Kinder erwachsen sind, so hätte ich mir gewünscht, vorher mit Ihnen zu sprechen, weil ich immer hoffte, Sie würden mir einen beruhigenden Gesichtspunkt zeigen können. Aber wenn Sie mir dann sagen: ›Wer sagt Ihnen denn, daß gerade Ihre Kinder glückliche und tüchtige Menschen werden müssen, es muß auch Späne geben!‹ – dann lieber nicht!«

Er lachte: »Nein, so roh würde ich das dann nicht sagen, aber vielleicht, daß Sie den Kindern ein Hemmnis sind und deswegen fortgeräumt werden. «

»Deswegen? Also auch Vorsehung?«

»Ja, darin denke ich wie der konservativste Pastor. Was geschieht, geschieht zum guten Zweck!«

In Anknüpfung daran sprach Penzig von seinem einzigen, im Alter von vierzehn Jahren verstorbenen Sohn, der die richtige Mischung von Intelligenz und Gemüt gehabt habe. Ich hörte schweigend zu. Plötzlich sagte er: »Nun können Sie mir ja meine eigenen Worte – ›Wer sagt Ihnen denn, daß gerade Ihre Kinder tüchtige und glückliche Menschen werden müßten?‹ – zurückgeben. «

Nach dem Krieg lag die Fabrik in Riga still. Mutter Schwager bemühen sich um Wiederaufnahme der Produktion. Margarete von Pusirewski nimmt ihre Korrespondenz mit Monakow und Penzig wieder auf. Viele junge Baltendeutsche verlassen Lettland. Die Familie überlegt, ebenfalls in Deutschland zu leben und will deshalb das Haus in Tabarz verkaufen. Penzig ist zwar Geschäftsführer eines angesehenen Vereins, aber kein Kaufmann.

S. 222:

1891/1892.

Wovon aber sollten wir in Deutschland leben? Wie stark muß der Wunsch, die Stätte schweren Erlebens für einige Zeit zu verlassen, und unsere Sehnsucht nach dem Westen damals gewesen sein, daß der Gedanke, das Haus in Tabarz zu verkaufen, überhaupt in uns auftauchen konnte! Ich bat Dr. Penzig, Verkaufsverhandlungen einzuleiten, behielt mir indessen noch die letzte Entscheidung vor. Wochen und Monate vergingen darüber, bis sich diese merkantile Angelegenheit, für die es sowohl mir als auch Penzig an der kaufmännischen Veranlagung fehlte, entschieden hatte. Inzwischen versuchten wir von deutschen Universitäten zu erfahren, ob ein an russischen Schulen bestandenes Abitur anerkannt würde.

Der Verkauf gelingt, das Geld wird in Bankgutscheinen angelegt und wie auch andere Vermögenswerte in der Inflation verloren gehen. Im Herbst 1919 kommt Margarete von Pusirewsky nach Berlin und besucht Penzig.

.....

Erschüttert war ich von dem veränderten Aussehen Dr. Penzigs, dem ich im Frühling 1914 zuletzt begegnet war. Er schien nicht um fünf, sondern um fünfzig Jahre gealtert. War es das Schicksal seines Vaterlandes durch den Versailler Vertrag, das ihn so schmerzte, oder war es der Ethiker, der unter der Wandlung der Werte litt? Penzig hatte während der Kriegsjahre mehrere Bücher geschrieben, die mich wie stets lebhaft interessierten, doch das, was wir in dieser Zeit erlebt hatten, lag wie eine fest schließende Kapsel in jedem von uns.

Nachdem unser Haus in Tabarz verkauft war, wollte ich mit

Penzig litt zum einen an seinem großen Irrtum, Deutschland lange Zeit als Opfer des Krieges gesehen und diesen unterstützt zu haben. Er hatte seinen Pazifismus verraten, war da aber nicht allein. Im Rahmen der Freimaurerbewegung wird er in den 1920ern an einer Aussöhnung mit Frankreich arbeiten und zu seiner kriegsfeindlichen Mitte zurückfinden.

1919 hatte er zwar mehrere neue Bücher vorliegen, aber davon konnte er nicht leben. Die DGEK lag am Boden. Penzig bezog sicher noch etwas Gehalt, auch für die Herausgabe der „Ethischen Kultur“, aber das zahlte wohl der ewige Förderer und Mitbegründer der ethischen Kulturbewegung Richard Bieber, Rechtsanwalt und Verlagsleiter. Seine persönliche Perspektive war völlig unklar. Erst ab Sommer 1921 bessert sich die Lage Dank einer Erbschaft aus Amerika, die den Verein überleben lässt.

Sohn Kolja (Nikolai, geb. 1895) bildet sich in Riga zum Holzschnittkünstler und kann zeitweise auch davon leben und seine kleine Familie ernähren. Margarete von Pusirewky zieht mit ihren beiden Töchtern nach Freiburg, wo sie studieren sollen. Das scheitert. Mit ihrer Oma, der ehemaligen Fabrikbesitzerin (die jetzt ihr Schwager leitet) ziehen die beiden Töchter in die Schweiz nach St. Märgen. Dort trifft sie das Aufenthaltsrecht der Schweiz.

S. 226:

hatte Kolja mit einer Schusteranleihe machen müssen.

Ich entsinne mich nicht mehr, aus welchen Gründen der Postverkehr mit Deutschland erneut auf Schwierigkeiten stieß. Jedenfalls erhielt ich nur noch selten und auf indirektem Wege Nachricht von den Meinen aus St. Märgen. Die Kinder, besonders Rita, wanderten in die näher und weiter gelegenen Dörfer, um Milch und ein wenig Butter für meine alte Mutter zu erhalten. Die Behörden für Ausländer fanden aber, daß *eine* Enkelin zur Pflege meiner Mutter genüge, und verweigerten Lilia die für die Dauer des ganzen Sommers erwartete Verlängerung der Aufenthaltsgenehmigung, so daß sie nach Berlin reiste, wo sie in dem Hause Dr. Penzigs Unterkunft fand. Frau Penzig schrieb mir, daß Lilia mit erstaunlicher Selbständigkeit und Energie ihre Bemühungen um die Aufenthaltsgenehmigung bei den Berliner Behörden betreibe. Sie hatte auch ihre Immatrikulation an der Berliner Universität mit positivem Ergebnis beantragt, besuchte Vorlesungen in Nationalökonomie und begleitete die jüngste Tochter Penzigs, die Sozialfürsorgerin war, auf deren Hausbesuchen in ein Arbeiterviertel. Das Interesse für einen sozialen Beruf, dem sie als Gymnasiastin in Helsingfors so viel Zeit gewidmet hatte, war in ihr wieder wachgeworden.

Nach Abschluß verschiedener Formalitäten unsere Fabrik be-

Hedwig Penzig, die wohl ab 1920 den Haushalt ihres Vaters führte, arbeitete seit 1913 in einem Universitäts-Ausdehnungs-Projekt, d.h. einer Form der unmittelbaren Sozialhilfe in Arbeiterquartieren im Osten Berlins. Konkret leitete sie eine „Frauenkolonie“ in der Fruchtstraße 63 (heute Straße der Pariser Kommune).³ Ihr „Chef“ war der Pfarrer Friedrich Siegmund-Schultze, ein Verwandter von Penzig. Sie erbeitet nicht im Berliner Sozialprojekt der DGEK.

Beide Töchter neigen aber zum Künstlerleben, Lilja (Elisabeth, geb. 1901) z.B. versucht in Berlin und später in Dresden eine Karriere als Ausdruckstänzerin und lernt dort bei Mary Wigman. Noch hat die Autorin nicht realisiert, dass die Inflation die Familie verarmt hat, auch wenn ein Teil ihres Vermögens weiter in Devisen bereitssteht. Da auch die Penzigs sich einschränken müssen, kommt ihnen die Vermietung eines Teils ihrer Wohnung in der Uhlandstraße entgegen.

³ Vgl. Groschopp: Penzig, S. 95.

S. 230:

Berlin angeregt. Ich sandte mehrere Holzschnitte an die älteste Tochter Dr. Penzigs. Nach Dursicht von Koljas Arbeiten riet sie ihm dazu, sich bei Professor Orlik als Schüler anzumelden und zugleich die Technik des Holzschneidens nicht bei einem Künstler, sondern bei dem dieses Verfahren nur technisch, aber bis in die feinsten Nuancen beherrschenden Meister Bangemann zu erlernen. Kolja griff freudig zu und hat es niemals bereut, diesem Rat gefolgt zu sein.

Der weibliche Teil unserer Familie fand Aufnahme im Penzig-schen Hause, das heißt Penzigs vermieteten uns ihren großen Salon. Kolja suchte sich ein möbliertes Zimmer, und ich bewog Penzigs, mir ihr unbewohntes Mädchenzimmer zu vermieten.

Im Dezember 1923 traf auch Mitja bei uns in Berlin ein. Da er wie wir alle weder die estnische noch die lettische Sprache beherrschte, war es ihm nicht möglich gewesen, das medizinische Studium in Dorpat oder in Riga zu beenden. Deshalb war er nach Berlin gekommen, um hier Anschluß an die Medizin wiederzufinden.

So hatte ich denn unsere vier Kinder, die an ihrer Ausbildung arbeiteten, wieder um mich.

In dem von mir hier verwendeten Zeitverzeichniß Mitja der einzige

Im Herbst 1930 trifft Margarete von Pusirewski letztmalig den schon schwer kranken Monakow, der im Oktober stirbt. Sie kann mit ihm nicht über ihren eigentlichen Besuchsgrund sprechen, der Alkoholkrankheit ihres Sohnes Mitja (Dimitry, geb. 1893). Auch Penzig ist schon schwer krank.

S. 250:

plötzlich an einem Herzversagen.

Auf der Rückfahrt nach Riga hatte ich mehrere Stunden Aufenthalt in Berlin, die ich zum größten Teil in der Uhlandstraße verbrachte. Wiederum erschien Dr. Penzig mir gealtert und von einer ihm sonst fremden Wehmut umgeben. Wir kannten uns nun auch schon über zwanzig Jahre, und immer hatte ich, wenn ich einmal müde oder deprimiert war, bei ihm, dem viel älteren, den Antrieb zu Gedankenflügen, zu tapferem Handeln gefunden. Nun brauchte er selbst ein geistiges Stimulans, und ich konstatierte ein wenig überrascht, daß ich zur Zeit reicher an innerer Spannkraft war als er. – Am 20. April 1931 starb mein alter Freund im 77. Lebensjahr.

Von einem mir bevorstehenden schwersten Verlust ahnte ich